

Gewehr an einen Baum und machte sich daran, das Wildbret aufzubrechen. Der Oberförster trat heran, ergriff die Waffe, eine wunderschöne, funkelneue Doppelbüchse, und es entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Ei, Schuft, habt Ihr ein schönes Gewehr, das könnte mir gefallen!“

„Mor'jn, Herr Oberförster, meine Kameraden daneben haben noch viel schönere.“

Der Forstmann blickte zur Seite und sah fünf Gewehrmündungen drohend gegen seine Brust erhoben. Ohne ein Wort zu sagen, setzte er die schöne Doppelbüchse wieder an den Baum und machte kehrt.

„Der Teufel“, schloß er seine Erzählung, „war mir richtig begegnet, die Kerls hatten ihn im Leibe.“



## Wandelbilder.

**21 Jahre auf dem Ben Nevis.** Eine der höchsten und wichtigsten meteorologischen Beobachtungsstationen, das Observatorium auf dem Ben Nevis, dem höchsten Berge Großbritanniens (1343 Meter), ist vor kurzem von seinen Bewohnern verlassen worden und steht jetzt unbenutzt da. Ein Meteorologe, der 21 Jahre auf dieser Station verbracht hat, erzählt in einer englischen Zeitschrift interessante Einzelheiten aus dem Leben in dieser einsamen Höhe. „Das Leben auf dem Gipfel“, so plaudert er, „war ein Leben voll harter Arbeit. Zwei von uns hatten die meteorologischen Arbeiten zu verrichten, der dritte sorgte für die Küche und den Haushalt. Da mußten wir den Druck der Luft, die Temperatur, Windrichtung und Windstärke, Feuchtigkeit, Wolkenbildung und Sonnenhöhe beobachten und zugleich in der Kochkunst und häuslichen Arbeiten beschlagen sein. Der Gesundheitszustand von uns war in der Höhe immer vorzüglich; wenn wir aber auf dem tiefer gelegenen anderen Observatorium arbeiteten, holten wir uns stets eine starke Erkältung. Das Observatorium wurde durch zwei Öfen geheizt; der eine davon war in der Küche, der andere im Beobachtungsraum. Diese Feuer wurden Tag und Nacht brennend erhalten und das Küchenfeuer ist wohl zwanzig Jahre hindurch nicht ausgegangen. Wir mußten Holz brennen und verbrauchten jährlich 15—20 Tonnen. Das war eine der größten Ausgaben für das Institut. Alles mußte auf dem Rücken der Pferde heraufgebracht werden und ein Pferd konnte in einer ganzen Woche kaum eine halbe Tonne heraufschaffen. Der Transport begann gewöhnlich im Mai und endete im Oktober. Das Leben da oben war abhängig von dem Steigen und Fallen des Barometers. Um Mitternacht, wenn ich einsam wacht hielt, dann wuchs die starre Hoheit des Winters zu ungeheuren Formen; jagte ein Orkan schwere Nebelmassen über die ragenden Felsen, so umwehte mich ein Gefühl von der Erhabenheit des Alls, und ein Schauer der Wichtigkeit überfiel mich so gewaltig, daß meine Seele es kaum zu ertragen schien. Saß man am warmen Ofen und hörte den Sturm brausen, da war man sicher und wohlgeborgen. Aber auf dem Beobachtungsposten mußten wir einen Kampf mit den Elementen bestehen auf Leben und Tod. Da haben wir oft mit der Natur gerungen und ihre Größe und Riesenkraft bewundernd erkannt. Welch ein anderes Bild bot sich dar, wenn die Nacht nicht von Stürmen durchtobt war; ein wolkenloser, klarer Himmel wölbte sich uns zu Häupten, fleckenlos deckte der weiße Schnee die Berge und Klüfte, und dann kam der Mond herauf und übergieß mit seinem stillen, milden Licht die weiten Felder; in dem schwebenden Frieden ragten einsam die schwarzen Schatten und verschmolzen mit dem dunklen Himmel zu einem erhabenen Hymnus auf die Schönheit des Hochgebirges: Dies gigantische Panorama, das sich da vor unseren Blicken auftrat, war stets unendlich schön und bot immer ein abwechslungsreiches

Bild. Bald vergoldeten die aufsteigenden Sonnenstrahlen die Gipfel, dann glühte alles auf in der Pracht des Untergangs. Zerrissene Wolkenformen jagten daher, Nebel umhüllten mit weißem Schleier die Klüfte und Felsen. Nur schwer haben wir uns von diesem grandiosen Naturschauspiel trennen können, dessen unendlich mannigfachen Eindruck die Sprache nicht schildern kann.“

**Hufeisen und Aberglaube.** Unter all den Dingen, die dem Menschen Glück bringen sollen, nimmt das Hufeisen wohl die erste Stelle ein. Nur selten wird, selbst in unserer aufgeklärten Zeit, jemand an einem auf der Straße liegenden Hufeisen vorübergehen, ohne es aufzuheben. Dabei kommt es aber darauf an, wie das Eisen liegt. Zeigen die Enden desselben von dem Finder weg, so ist dies ein Zeichen, daß das Glück ihm zwar greifbar nahe ist, aber durch Verschwendung, Unvorsichtigkeit oder Diebstahl bald wieder verloren gehen wird. Ist die offene Seite aber dem Finder zugedreht, so ist das Glück beständig, und man wird daher am besten tun, das Hufeisen erst so herumzudrehen, ehe man es aufhebt, um es nach Hause zu tragen. Auf dem Wege soll man die Enden nach oben richten, sonst zieht die Erde das versprochene Glück an sich. Wird das Eisen über der Tür oder dem Fenster angenagelt, so müssen ebenfalls die Enden nach oben deuten, wird es auf der Schwelle befestigt, nach innen. Im anderen Falle würde das Eisen dem betreffenden Haus kein Glück bringen, im Gegenteil, es würde es ihm entziehen, und anstatt die bösen Geister zu bannen, würde es sie herbeiloden. Wahrscheinlich kommt hierbei die Elektrizität mit ins Spiel, indem man annimmt, daß das Eisen wohlthätige Strahlen ausströmt, die, wenn es aufwärts gerichtet ist, in die Höhe steigen und sich segensbringend über das Haus ausbreiten. Umgekehrt würden sie sich der Erde mitteilen. Früher konnte man auf dem Lande häufig ein Hufeisen über dem Eingang zum Kuhstall sehen. Es verhinderte die Hexen, dem Vieh zu schaden, oder die Kühe während der Nacht zu melken. Mit den Hexen sind auch diese Hufeisen verschwunden, wenigstens findet man sie nur noch sehr selten.



## Museum.

**Rotes Wasser.** Alle wissen, daß das lange, schmale Meer zwischen Arabien und Afrika das „rote“ Meer heißt. Die größte Mehrzahl der 2—300 000 Reisenden, die jährlich diesen Weg nach Indien und Ostasien zurücklegen, werden aber diese Bezeichnung für ganz unbegründet erklären. Nichtsdestoweniger ereignet es sich bisweilen bei ganz stillem Wetter, daß große Strecken des Meeres mit einer rötlichen oder gelblichen Farbenschicht überzogen werden, so daß man den Eindruck hat, als bewege das Schiff sich in Blut. Wer diesen eigenartigen Blick einmal gehabt hat, vergißt ihn so leicht nicht wieder. Dicht an der Küste, namentlich in den geschützten Buchten, ist die rötliche Färbung ganz allgemein. Diese seltsame Erscheinung rührt von einer mikroskopischen Alge her, die im Wasser oft in ungeheuren Mengen vielfach im aufgelösten oder verfaulten Zustande vorkommt. Auch an der indischen Küste sieht man bisweilen die rote Farbe. An einem ganz anderen Punkte der Welt, nämlich bei Rhode Island in Nordamerika, brachte vor einigen Jahren eine mikroskopische Alge eine starke Rotfärbung des Wassers hervor. Die Algen traten in solchen Mengen auf, daß das Wasser undurchsichtig wurde. Die verfaulten Pflanzenmengen verbreiteten einen widerlichen Geruch, und viele Fische starben, was übrigens im Roten Meer auch bisweilen beobachtet wird. Der Gedanke, daß die erste der ägyptischen Plagen, von der im zweiten Buch Moses, Kap. 7 die Rede ist, derselben Ursache entsprach, liegt nahe, wenngleich es auch nicht ausgeschlossen ist, daß sie von einer oder mehreren der vielen dort vorhandenen Bakterien herrührte.